Bezugs-Preis
für Leipzig und Vororte durch unsere Träger und Spediteure 2mal täglich ins Haus gebracht: 90 ₰ monatl., 2.70 ₰ vierteljährl. Bei unseren Filialen u. Annahmestellen abgeholt: 75 ₰ monatl., 2.25 ₰ vierteljährl.
Durch die Post:
innerhalb Deutschlands und der deutschen Kolonien vierteljährl. 3.00 ₰, monatl. 1.20 ₰ ausschl. Postbestellgeld, ferner in Belgien, Dänemark, den Donaustaaten, Italien, Luxemburg, Niederlande, Norwegen, Oesterreich-Ungarn, Rußland, Schweden, Schweiz u. Spanien. In allen übrigen Staaten nur direkt durch die Geschäftsstelle des Blattes erhältlich.
Das Leipziger Tageblatt erscheint 2mal täglich, Sonn- u. Feiertags nur morgens. Abonnement-Annahme: Augustusplatz 8, bei unseren Trägern, Filialen, Spediteuren und Annahmestellen, sowie Postämtern und Briefträgern.
Einzelverkaufspreis der Morgenausgabe 10 ₰, der Abendausgabe 5 ₰.
Redaktion und Geschäftsstelle Johannisgasse 8.
Fernsprecher: 14692, 14693, 14694.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt

und

Handelszeitung.

Amtsblatt des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
für Inserate aus Leipzig und Umgebung die 6gespaltene 50 mm breite Petitzeile 25 ₰, die 74 mm breite Reklamezeile 1 ℳ, von auswärts 30 ₰, Reklamen 1.20 ℳ. Inserate von Behörden im amtlichen Teil die 74 mm breite Petitzeile 40 ₰.
Geschäftsanzeigen mit Platzvorschriften und in der Abendausgabe im Preise erhöht. Rabatt nach Tarif. Beilagegebühr 5 ℳ p. Tausend exkl. Postgebühr.
Festerteilte Aufträge können nicht zurückgezogen werden. Für das Erscheinen an bestimmten Tagen und Plätzen wird keine Garantie übernommen.
Anzeigen-Annahme: Augustusplatz 8, bei sämtlichen Filialen u. allen Annoncen-Expeditionen des In- und Auslandes.

Haupt-Filiale Berlin:
Carl Duncker, Herzogl. Bayr. Hofbuchhandlung, Lützowstraße 10.
(Telephon VI, Nr. 4603).

Haupt-Filiale Dresden:
Seestraße 4, I (Telephon 4621).

Nr. 250. Sonnabend, den 10. September 1910. 104. Jahrgang.

Die Wahlparole des Reichskanzlers.

St. **Frankfurt a. M.**, 10. September. (Priv.-Tel.) Die „Frkft. Ztg." hat von besonderer Seite Informationen erhalten, über Angaben, die Herr von Bethmann Hollweg selbst über seine Parole für die kommenden Reichstagswahlen gemacht hat. In vertrauten politischen Kreisen hat er vor einiger Zeit über seine Wahlparole gesprochen, die allerdings einiges Erstaunen hervorrufen wird.

Die Wahlparole des Reichskanzlers, wie sie dieser jüngst in einem Gespräch dargelegt hat, läßt sich durch einige Worte ausdrücken. Er will im Grunde abermals die alte Schalmei von der gefährdeten nationalen Arbeit blasen. Seine Absicht ist es, alle positiv schaffenden Stände unter dem Kampfruf: „Unsere Schutzzollpolitik ist bedroht" zu sammeln. Unter positiv schaffenden Ständen wird die Landwirtschaft, Gewerbe und Handwerk, Industrie und wohl auch die Arbeiter verstanden. Der Reichskanzler hofft augenscheinlich, daß diese glorreiche Parole wie ein Sprengpulver, besonders auf die nationalliberale Partei, wirken wird. Auch verspricht man sich von ihr in bezug auf das Verhältnis der liberalen Parteien zueinander Wunderdinge. Da ihre wirtschaftspolitischen Anschauungen mehrfach auseinandergehen, so hofft der Reichskanzler augenscheinlich in seinem Angstruf, daß unserer nationalen Arbeit, daß dem Schutzzoll Gefahr droht, einen Zankapfel unter sie zu werfen. Sicher hofft er, ihren gefürchteten Zusammenschluß bei den Wahlen zu verhindern und die Nationalliberalen in den Kreis des schwarzblauen Blocks zu ziehen. Ihre politische Mitarbeit in diesen Kreisen wird wahrscheinlich auch für seine Kanzlerschaft eine Existenzfrage bedeuten; denn er ahnt auch wohl, daß auf die Dauer die Basis, auf die heute unsere innere Politik gestellt ist — Junker und Pfaffen —, zu schmal wird. **Also Sammeln aller positiv schaffenden Stände und Schutz der nationalen Arbeit.** Herr von Bethmann Hollweg glaubt, daß er **in diesem Zeichen** siegen wird.

Ein liberaler Politiker hat eigentlich zu einer derartigen Wahlparole nichts zu sagen. Er kann mit ihr zufrieden sein. Der Reichskanzler scheint auch nicht allein zu stehen mit seinem Glauben an ihre Wunderkraft. Sprach nicht auch der Kaiser in seiner Rede bei dem Festmahl für die Provinz Westpreußen von der notwendigen gemeinsamen Arbeit aller Stände und Berufsklassen, die man auf das große Vaterland übertragen müsse. Auch von konservativen Politikern ist auffälligerweise in letzter Zeit diese Parole in Beziehung auf die Wahl erörtert worden. Das ist ganz die Philosophie der Bethmannschen Wahlparole. Mit den süßen Flötentönen vom bedrohten Schutz der nationalen Arbeit hofft man die starke Unzufriedenheit im Lande in eitel Begeisterung für die Regierungspolitik zu verwandeln, und das in einer Zeit der wesentlich durch unsere Schutzzollpolitik mitverschuldeten Lebensmittelteuerung! Man glaubt, mit dieser Parole zufriedene Staatsbürger zu züchten.

Zum Rücktritt des Finanzministers Dr. von Rüger.

Am 26. Oktober dieses Jahres vollendet der sächsische Finanzminister Dr. v. Rüger sein 73. Lebensjahr. Man braucht nicht gerade zu den großen Propheten zu gehören, um behaupten zu können, daß das Ministerregiment eines Mannes, dessen erster Eintritt in den sächsischen Staatsdienst ein halbes Jahrhundert zurückliegt, nicht mehr von langer Dauer sein könne. Wer aber den alten Herrn bis vor wenigen Wochen noch sah, wo er stets als der Erste früh im Bureau erschien, obwohl er es des Abends vorher als der Letzte verlassen und obwohl er manchmal bis spät in die Nacht tätig gewesen war, wer weiter gehört hatte, wie Dr. v. Rüger noch während der letzten Landtagssession in privaten Unterhaltungen vom übernächsten Landtag mit einer Bestimmtheit sprach, als sei es ganz selbstverständlich, daß der Etat 1913/14 noch von ihm vertreten werde, oder wer gehört hatte, wie der Minister am 13. Mai dieses Jahres in der Schlußsitzung der Ersten Kammer den Mitgliedern sein „Auf Wiedersehen!" zurief, der wußte ganz genau, daß Dr. v. Rüger nicht eher von seinem Finanzministerposten scheiden würde, als bis sein Gesundheitszustand dies zur unbedingten Notwendigkeit machen würde. Die Familienangehörigen haben den Minister schon lange gedrängt, sich den Seinen zu widmen und nach der schweren, aufreibenden Tätigkeit sich die Ruhe zu gönnen, auf die der arbeitsame Mann sich gewiß vollen Anspruch erworben hat. Im Winter 1907/08 hieß es dann auch bereits, das werde der letzte Landtag sein, den der Minister im Amte **mitmachen würde, und der konservative** Abg. Opitz **bezeichnete es in einer Etatrede** jener Zeit als die schönste Krönung des Lebenswerkes des Ministers, wenn es diesem gelingen würde, noch die vom Landtag gewünschte Aufbesserung der Beamtengehälter durchzuführen.

Der neue Landtag 1910/11 kam, und Dr. v. Rüger stand noch immer an seinem Platz. Er hielt mit einer staunenswerten Ausdauer in allen Sitzungen aus und kreuzte scharf die Klingen mit den Gegnern. Im Parlament hat noch keiner der Minister in der letzten Session so häufig das Wort ergriffen, als der Finanzminister, **wenn** ihm auch Kultusminister Dr. Beck in der Länge der Reden meist weit über gewesen ist. Sprach mal jemand von dem zu erwartenden Rücktritt Dr. v. Rügers oder machte gar einmal ein Blatt Andeutungen in diesem Sinne, so war ein scharfes Wort der Entgegnung sicher, und man wird sich wohl noch sehr wohl erinnern, wie heftig vor reichlich Monatsfrist das Dresdner agrarkonservative Organ loszog, als einige Blätter in der Meldung von der an und für sich nicht bedeutungsvollen Erkrankung des Ministers den Vorboten seines baldigen Rücktritts sehen wollten.

Die Beschwerden des Alters und möglicherweise auch Komplikationen infolge der heftigen Erkältung, die sich der Finanzminister nach seiner Rückkehr vom Semmering im Juli zugezogen hatte, müssen sich in letzter Zeit aber doch stärker geltend gemacht haben, so daß nunmehr auch offiziös bestätigt wird, daß Dr. v. Rüger zu Ende dieses Jahres in den Ruhestand zu treten gedenkt. Nominell wird er bis zum 31. Dezember im Amte bleiben, tatsächlich aber bereits am 30. November seine Funktionen zum letztenmal ausüben.

Wenn nach dem Bibelworte ein Leben köstlich ist, das aus Mühe und Arbeit bestanden hat, so hat Dr. v. Rüger ein sehr köstliches Leben hinter sich. Am 26. Oktober 1837 zu Dresden geboren, studierte er auf der Universität Leipzig die Rechte und ließ sich, nachdem er den juristischen Vorbereitungsdienst absolviert hatte, 1865 als Rechtsanwalt in Dresden nieder. 1875 trat er wieder in den Staatsdienst über, indem er Gerichtsrat am Dresdner Appellationsgericht wurde. 1876 wurde er Justizrat, 1878 Geheimer Justizrat und 1879 vortragender Rat im sächsischen Justizministerium. Er vertrat auch in dieser Eigenschaft die sächsische Regierung wiederholt im Bundesrat und im sächsischen Landtag. 1880 bis 1884 bekleidete Dr. v. Rüger den Posten eines Zweiten Bürgermeisters der Stadt Dresden, kehrte aber im folgenden Jahre als vortragender Rat ins sächsische Justizministerium zurück und wurde aufs neue Bevollmächtigter zum Bundesrat. 1888 bis 1895 gehörte er der Kommission zur Ausarbeitung des Bürgerlichen Gesetzbuches an, um dessen Zustandekommen er sich wesentliche Verdienste erworben hat. Nach dem Tode des Generalstaatsanwalts Held übernahm Dr. Rüger 1895 dessen Posten und wurde von hier aus am 21. Juni 1901 nach Schurigs Tode auf den Sessel des Justizministers berufen. Die Leitung dieses Ressorts behielt er aber nur kurze Zeit. Als am 10. Februar 1902 Watzdorffs unheilvolle Finanzherrschaft infolge eines heftigen Vorstoßes der konservativ-reformerisch gesinnten Landtagsmitglieder ein jähes Ende gefunden hatte, übernahm Dr. v. Rüger das Finanzportefeuille, während an seine Stelle Dr. Otto trat, der damalige **Generalstaatsanwalt und jetzige Justizminister.**

Finanzminister Dr. v. Rüger trat kein beneidenswertes Erbe an. Das Vertrauen in die sächsischen Finanzen und ihre Verwaltung war gründlich durch Watzdorffs Pumpwirtschaft erschüttert worden. Der Zusammenbruch der Leipziger Bank, an dem die Lotteriedarlehnskasse mit einem hohen Betrage beteiligt war, die Erbauung zahlreicher unrentabler Eisenbahnlinien, noch dazu die mangelhafte Vorbereitung der Bauten, die eine scharfe Ueberschreitung zahlreicher Voranschläge zur Folge hatten, alles das hatte die sächsischen Staatsfinanzen arg ins Wanken gebracht. Die Eisenbahnschuld verzinste sich 1901 nur mit 3,035 Proz., während sich der Betriebskoeffizient auf 78,64 Proz. stellte. Allein das Jahr 1901 brachte einen Verlust von 112 395 190 ℳ. Trotz dem Umstande, daß 1900 noch ein Gewinn von 5½ Millionen Mark zu verzeichnen war, schloß also die Finanzperiode 1900/01 mit einem rechnungsmäßigen Verlust von 6 942 428 ℳ ab.

Hier mußte mit eiserner Hand eingegriffen werden, und Dr. Rüger tat das so energisch, daß schon die nächste Finanzperiode einen Gewinn von 23 373 876 ℳ erbrachte. Allerdings war dies nur möglich, nachdem man zum Beispiel 1902 die Tilgung der Staatsschuld nur mit 0,93 Proz. vornahm, indem man ferner auf die Staatseinkommensteuer einen 20prozentigen Zuschlag legte, der mittlerweile aus einem provisorischen Zuschlag leider ein dauernder geworden ist, und indem man manche gewiß dringende Ausgabe einfach aufschob. Und hier liegt der wunde Punkt: nämlich die Gewißheit, daß manche Ausgabe, die jetzt unterblieben ist, in näherer oder fernerer Zukunft doch kommen und dann weit mehr Geld fordern wird, als nötig gewesen wäre, wenn man sie zur richtigen Zeit hätte machen können. Zeigt sich doch nirgends deutlicher, als in der Finanzwirtschaft, daß die Sünden der Väter heimgesucht werden an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied. Einen Vorgeschmack von dem, was uns bevorsteht, haben wir bereits im letzten Landtag bekommen, wo allerdings wesentlich auch infolge Errichtung der Freizügigkeit der Güterwagen, für die Ergänzung und Erneuerung der Betriebsmittel, Lokomotiven und Wagen 16,32 Millionen Mark bewilligt werden mußten.

Insofern wird sich also das Urteil über Dr. Rügers Finanzpolitik auch bei den Leuten mit der Zeit doch wesentlich ändern, die jetzt geneigt sind, ihm bedingungslos zuzustimmen. Nicht abzusprechen ist dem jetzigen Finanzminister das Verdienst, daß er mit fester Hand dem Verfall der sächsischen Staatsfinanzen Einhalt getan und wieder Ordnung in unser Finanzsystem hineingebracht hat, so besonders durch Schaffung des Gesetzes über den Staatshaushalt von 1904. Daß die Mittel, die er dazu angewendet hat, in allen Fällen die richtigen gewesen sind, wird dagegen niemand behaupten wollen. Schwer hat namentlich die Industrie es empfunden, daß der Finanzminister Dr. v. Rüger bei uns auch der Verkehrsminister ist. Wir hätten manchen Fortschritt im Verkehrsleben machen können, wenn nicht der Erfolg einer augenblicklichen Mehreinnahme vom Minister höher veranschlagt worden wäre, als des im Moment geringeren, in Zukunft darum um so sicherer stetig steigenden Ueberschusses. Es zeugt nicht gerade von sozialem Verständnis, auch nicht von finanzpolitischem Weitblick, daß sich der Minister solange der Einführung der vierten Wagenklasse an Sonntagen widersetzte, weil er einen Ausfall von ½ Million Mark jährlich erwartete und daß er doch im selben Landtag die Erbauung einer Rübenbahn vertrat, von der er selbst zugeben mußte, daß sie auf Jahre hinaus einen Zuschuß von mindestens 300 000 ℳ jährlich erfordern werde. Es war weiter nichts als Starrsinn, wenn der Finanzminister sich weigerte, die 70 000 ℳ jährlich betragenden Pensionslasten für die Nadelarbeitslehrerinnen auf die Staatskasse zu übernehmen, und dieselbe wenig vorteilhafte Eigenschaft legte der Minister an den Tag, als er im Landtag 1907/08 sich weigerte, den Inhabern von Doppelmandaten so viel an Tagegeldern zu gewähren, wie ihm bei Ausübung ihres Landtagsmandates von ihren Reichstagsdiäten abgezogen wird.

Ueberhaupt ist Dr. Rüger, der 1904 den höchsten sächsischen Orden der Rautenkrone erhielt und 1907 am Geburtstage des Königs in den erblichen Adelstand erhoben wurde, dem Parlament niemals besonders grün gewesen, und die Formen, in denen er mit dem Landtage verkehrte, stechen mehr als einmal scharf ab von der Liebenswürdigkeit, die dem Minister im persönlichen Verkehr eigen ist. Nicht immer hat Dr. v. Rüger den politischen Gegnern die Gerechtigkeit zuteil werden lassen, die er für seine Person als selbstverständlich forderte, und nicht immer wußte er seine Worte richtig abzuwägen. Noch im letzten Landtag hat es manchen scharfen Zusammenstoß gegeben, der vom Finanzminister direkt provoziert worden

---

4] **Die Frau im Spiegel.**

Von G. W. Appleton. (Autorisierte Uebersetzung.)

Er erhob sich und trat zu dem großen eisernen Schrank und lud mich ein, näherzutreten.

„Es ist ein wundervoller Geldschrank", erklärte er. „Amerikanisches Fabrikat. In der Bank von England haben sie keinen besseren. Ich bin zwar auf alle Fälle für 10 000 Pfund gegen Einbruch versichert, aber es würde keinem Einbrecher der Welt gelingen, diesen Schrank aufzumachen. Er hat zwei Schlösser."

Bei diesen Worten zog er zwei Schlüssel aus der Tasche, steckte den einen in das vordere, den andern in ein Schloß, das sich mehr in der Mitte der Tür befand, und sagte: „Jetzt merken Sie auf!"

Aufmerksam folgte ich seinen Bewegungen, die nicht wenig kompliziert waren, worauf die Tür aufging.

„Der Schrank schließt sich einfach mittels einer Feder", bemerkte er nun, „und da gegenwärtig keine Wertsachen darin befindlich sind, lasse ich ihn geöffnet. Wenn Sie morgen mit den Papieren zurückkehren, so versorgen Sie sie in diesem Fach und stoßen die Tür zu. Sie werden die Feder schnappen hören und so wissen, daß alles in Ordnung ist. Andere Einzelheiten muß ich Ihnen nach meiner Rückkehr von Manchester erklären. Warten Sie mal: heute ist Mittwoch. Halten Sie sich bereit, Freitagmorgen nach Paris abzufahren. Ist Ihnen alles klar, Herr Lart?"

„Gewiß, Herr Goliby."

„Gut also. Es bleibt mir nicht viel Zeit übrig. Ich muß jetzt weg."

Damit ließ er mich mit meinen etwas verwirrten Gedanken allein.

Was sollte ich denken? Was glauben? Auf der einen Seite war wenigstens etwas Greifbares vorhanden. Ein Mensch von Fleisch und Blut, der mit einer nicht alltäglichen Liebenswürdigkeit ausgestattet ist, macht mir aller Ehren werte Versprechungen und betraut mich mit einem Auftrage, dessen Natur eine Zuversicht in meine Ehrlichkeit voraussetzt, die, wie ich glauben muß, unter den gegebenen Umständen sehr ungewöhnlich ist. Was ist dabei nicht vertrauenerweckend?

Auf der anderen Seite hatte ich in meiner Hand ein zerknülltes Papier, das eine zweifellos unheimliche Botschaft an mich enthielt. Ich glättete den Zettel auf dem Pulte und las die Mitteilung noch einmal durch. Woher stammte sie? Wer hatte die Worte geschrieben? Auf welch unbegreiflichem Wege war sie in mein Zimmer, auf meinen Schreibtisch geschmuggelt worden? Das war ohne allen Zweifel eine sehr geheimnisvolle Geschichte, aber war sie es wirklich wert, daß ich ihr auch nur einen Augenblick meine Aufmerksamkeit schenkte? Nichts hätte mich mehr vergewissern können, als die Unterredung mit Herrn Goliby. Als er mir die Aufsicht über 20 000 Pfund anvertraute, hatte auch er mein Vertrauen gewonnen. Irgend jemand im Hause versuchte, möglicherweise im Interesse eines enttäuschten Bewerbers um meine Stelle, mich einzuschüchtern. Das ging mich nichts an. Und um dem Gedanken die Tat folgen zu lassen, zerriß ich den Zettel in kleine Stücke und warf sie in den Papierkorb.

Trotzdem ich mich von dem Gefühl der Unruhe befreit hatte, blieb doch die Neugierde in mir bestehen. Daß ein geheimer Eingang in mein Zimmer vorhanden sein mußte, sagte mir die einfachste Ueberlegung. Ich glaubte nicht an Gespenster. Somit gab es keine andere Lösung als diese Annahme. Und dies wollte ich ergründen und beweisen, wenn es, woran ich nicht zweifelte, menschenmöglich war.

Außer dem allgemeinen Eindruck der Front kannte ich bis jetzt nichts von der Bauart des Hauses. Ich vermutete, daß sich dahinter ein großer Garten befand, aber Mauern ohne Durchsichten gestatteten keinen Einblick nach dieser Richtung. Die geräumige Halle empfing ihr Licht durch einen Lichtschacht, der mit einer Glaskuppel gedeckt war. Bis jetzt hatte ich keine Fenster entdeckt, die auf die Rückseite des Hauses gingen. Mein Zimmer befand sich auf der Straßenseite. Seine zwei Fenster reichten bis zum Fußboden und führten auf einen Balkon. Eines derselben war geöffnet. Ich betrat den Balkon. Von dieser Seite konnte man, außer mit Hilfe einer Leiter, nicht in das Zimmer gelangen. Soviel war mit augenblicklich klar. Die Ausstattung meines Zimmers habe ich bereits beschrieben. Sie gab mir keine Anhaltspunkte zur Lösung des Rätsels an die Hand. Ich untersuchte sorgfältig alle freien Stellen der Wände, da ich mir sagte, es könnte eine Geheimtüre vorhanden sein. Aber ich entdeckte auch nicht eine Spur eines Spaltes in der geblümten Tapete. Zweifellos war dies eine merkwürdige Geschichte.

Mein Schlafzimmer war eingebaut und bezog sein Licht nur durch die Türe und ein kleines Fenster, das auf die Halle im ersten Stock ging. Dieses Fensterchen war nicht nur geschlossen, sondern überdies mit Riegeln an der inneren Seite gesichert. Das größte Möbelstück in diesem Zimmer bildete ein nicht benützter Kleiderschrank von der üblichen Form. Eine eingehende Untersuchung ergab nichts Besonderes in seiner Bauart. Die Tapete verriet nichts Verdächtiges. Die Nachforschung hatte also nicht das geringste Ergebnis gezeitigt. Höchst verblüfft kehrte ich an mein Pult zurück. Ich hatte ein Gefühl äußersten Unbehagens. Gerade in diesem Moment klopfte es an meiner Türe. Sawkins trat ein.

Erstaunt sah ich ihn an, als er sagte:

„Entschuldigen Sie, daß ich Sie störe, Herr Lart. Aber Herr Goliby hat mich beauftragt, Ihnen diese zwei Schlüssel einzuhändigen. Der da ist für das Gartentor und dieser für die Haustüre, damit Sie nach Gefallen aus und ein gehen können."

Ich nahm die Schlüssel in Empfang und dankte ihm dafür. Er wollte sich schon entfernen, als mir plötzlich ein Gedanke durch den Kopf fuhr.

„Ach, fällt mir eben ein, Sawkins", sagte ich, „ich fühle mich noch etwas fremd im Hause. Ich weiß ja kaum, wer darin wohnt. Herr Goliby sagte mir, er sei ein Witwer."

„Jawohl, das ist er."

„Somit ist keine Dame des Hauses da?"

Sawkins hatte seltsame Augen, die mich an die einer Ratte erinnerten. In diesem Augenblick erschien darin ein merkwürdiges Aufblitzen.

„Nein", rief er, „beileibe nicht! Wie kommen Sie zu dieser Frage?"

„Nun", erwiderte ich etwas verwirrt, „ich — hm — vielleicht war meine Frage nicht angebracht."

„Wieso denn?" fragte er.

„Nun, ich denke, ich hätte nicht so neugierig sein sollen. Ich habe natürlich nur aus Neugierde gefragt."

„Gewiß, Herr Lart. Was also die Bewohner des Hauses anlangt, so haben wir die Köchin. Sie ist die eine weibliche Person. Sie haben sie wohl noch nicht gesehen. Dann kommt Marie, das Zimmermädchen, die Sie bereits gesehen haben, und sie ist die zweite. Das wären die weiblichen Bewohner. Außer Herrn Goliby wäre ich da, und der Hausmeister und der Diener und — entschuldigen Sie, daß ich Sie zuletzt nenne, Sie selbst." — Hierbei überzog ein Grinsen sein Gesicht. Dann ergänzte er seine Auskunft mit den Worten: Sieben Personen im ganzen wohnen im Hause, zwei weibliche und fünf männliche.

„Ich danke Ihnen bestens", erwiderte ich. „Sie werden mich wohl für sehr neugierig halten, denke ich, nicht?"

„Nicht im geringsten, Herr Lart. Es ist sehr natürlich, daß Sie das gerne wissen möchten. In Ihrer Stelle hätte ich genau dasselbe getan."

Der Ton, in dem er das sagte, schien zwar ungekünstelt aufrichtig, doch täuschte ich mich nicht über den unverkennbar argwöhnischen Blick, den er auf mich warf, als er das Zimmer verließ.

Welcher Art mein Argwohn war, brauche ich hier wohl nicht näher auszuführen. Daß ein drittes weibliches Wesen im Hause weilte, davon war ich felsenfest überzeugt. Und bei dieser Ueberzeugung blieb ich auch.

Während der folgenden Nacht ereignete sich etwas sehr Merkwürdiges. Ich hatte mich frühzeitig niedergelegt und schlief den Schlaf des Gerechten. Plötzlich erwachte ich an dem schrillen Gelächter von Frauen. Sofort setzte ich mich im Bette auf und lauschte. Ich hatte mich nicht getäuscht. Es unterlag keinem Zweifel, daß nicht nur eine, sondern wenigstens ein Dutzend ausgelassen fröhliche Frauenstimmen sich hören ließen, und zwar, wie mir schien, nicht sehr weit von meinem Bette entfernt. Ich hielt den Atem an und strengte mein Gehör an. Plötzlich drang ein Schrei, der eher dem Schmerze als der Fröhlichkeit zu entstammen schien, durch die Wände. Höhnisches Gelächter folgte. Dann war wieder alles still. Ich suchte vergebens weitere Laute zu erhaschen. Schließlich streckte ich meine Hand zum Nachttischchen aus, das neben meinem Bette stand, zündete ein Streichholz an und schaute auf die Uhr. Es war gerade halb drei Uhr.

Ich schlief erst bei einbrechender Morgendämmerung wieder ein. Unruhige Träume suchten mich heim, aus denen ich um sieben Uhr erwachte. Mein erster Eindruck war, daß ich die ganze Geschichte überhaupt nur geträumt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

SLUB
Wir führen Wissen.